Heft



Geschichten aus Marga



Dank

allen Mitstreitern

Zum Geschichtenerzählen gehört Vertrauen. Wir danken allen Erzählern für ihren Mut zum Erzählen und für ihr Vertrauen in uns – die Fremden von Rohnstock Biografien aus Berlin und Thüringen. Unser Dank gilt insbesondere Christina Nicklisch und Peter Gallasch für ihr Engagement.

Wir danken dem IBA-Studierhaus e.V., Prof. Rolf Kuhn und Katja Wolf, für die konstruktive Zusammenarbeit sowie unseren Projektmanagerinnen: Marion Piek für das großartige Engagement bei der Organisation der Erzählsalons und beim Gewinnen der Erzähler sowie Antje Käske dafür, dass sie in unserem Berliner Büro die Fäden der Geschichten zusammenhielt.

Unser Dank gilt auch Staatssekretärin Iris Gleicke, Beauftragte der Bundesregierung für die neuen Bundesländer, und dem Bundesministerium für Wirtschaft, ohne deren finanzielle Förderung das Projekt nicht umgesetzt werden könnte.



Impressum:

© Rohnstock Biografien, Berlin 2015

Herausgeber und Redaktion: Rohnstock Biografien

Konzeptentwicklung: Katrin Rohnstock

Fotos:

Nepomuk Rohnstock, Rico Hofmann Benjamin Pritzkuleit (Foto Prof. Kuhn)

Umschlagfoto vorn: privat, Fahnenweihe des Knappenvereins Grube Marga, 1925

Umschlagfoto hinten: Andre van Uehm Layout und Satz sowie Titelgestaltung: Jan Schimmagk

Druck: Druckerei Bunter Hund, Berlin

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung des Herausgebers.

Das Projekt »Die Lausitz an einen Tisch« wird gefördert vom Bundesministerium für Wirtschaft und Energie.

Die aufgeschriebenen

Geschichten

Peter Pohle »Ohne die Kohle gäbe es mich gar nicht«
Gudrun Andresen »Brieske? Da kannste nicht hin!« 6
Walter Karge »Die Lausitz ist längst kein Dreckloch mehr«
Norbert Tschirner »Unsere Geschichte über´n Gartenzaun«
Lothar Knobloch »Wenn ich an Marga denke«
Margaritta Knobloch »So kam die Kultur wieder nach Marga« 14



1. Erzählsalon im Café Roxy:

Die Margaschen erzählen zum Thema »Wie ich nach Marga kam«.

Nach der IBA nun die Menschen...



Der IBA-Studierhaus e.V. ist gern Partner von Rohnstock Biografien geworden, um in fünf Lausitzer Orten die Erfahrungen und Potenziale der Menschen

aufzugreifen und eine neue Aufbruchstimmung zu initiieren.

Eine Grundidee der IBA bestand darin. ortsbezogene Geschichte nicht auszulöschen, sondern sie durch ihre attraktivsten Zeugnisse in Erinnerung zu behalten, gleichzeitig aber auch Innovatives, also einmaliges Neues, das unsere Zeit hinzuzufügen. repräsentiert, sollte auch in Zukunft möglich sein, die Besonderheit eines Ortes und einer Region an den Bauten und Einrichtungen aus den Zeiten ihrer Entwicklungsschübe abzulesen und somit Geschichte und Geschichten lebendig zu halten.

Für die Erzählsalons schlugen wir insbesondere solche Projektstandorte der IBA Fürst-Pückler-Land 2000-2010 vor, die gegenwärtig einer weiteren Unterstützung, einer besseren Einbindung oder erneuter Initiativen und Ideen vor Ort bedürfen. Dazu gehört Marga.

Die Gartenstadt Marga wurde hervorragend saniert und zeigt die hohe städtebauliche und architektonische Qualität vom Anfang des 20. Jahrhunderts durchaus vorteilhaft auch für den heutigen Wohnungsbau. Sie bietet jedoch weder ihren Besuchern

noch ihren Bewohnern sichtbar einen Ort für Information und Geselligkeit, weder eine minimale gastronomische Versorgung kleinerer oder größerer Gruppen noch einen sichtbaren Anlaufpunkt, der Auskunft über die Geschichte des Ortes bereitstellt.

Dazu, was die Gartenstadt für sie ist, sprechen die Menschen vor Ort in den Erzählsalons aus der eigenen Betroffenheit heraus. Das führt zu einem gemeinschaftsbildenden Prozess, der etwas mit ihnen selbst und mit der Gruppe macht – im besten Fall stiftet es Hoffnung und beflügelt für Neues, was wiederum in Form von Aktivitäten dem Standort zu Gute kommt.

Das IBA-Studierhaus in Großräschen wird dabei als Vermittler und Wachhalter der IBA-Ideen zum Ausgangsund Knotenpunkt neuer Initiativen und somit selbst zu einem Erzählsalon auf Zeit.

Professor Rolf Kuhn, IBA-Studierhaus e.V., Großräschen 2015

... mit ihren Geschichten an einen Tisch



Der hier versammelte Erinnerungsschatz der Margaschen wurde in zwei Erzählsalons gehoben. Dabei erzählten die Teilnehmer mehr Geschich-

ten, als wir in dieser Broschüre abdrucken können. Sie bietet nur eine Kostprobe, die zum Weitererzählen anregen will.

Beide Erzählsalons fanden im Café Roxy statt. Der erste am 10. September 2015 zum Thema: »Wie ich nach Marga kam«. Beim zweiten Erzählsalon am 8. Oktober 2015 hieß es: »Wie ich die Wendezeit erlebte«.

In den Erzählsalons wurden erlebte Geschichte(n) gemeinschaftlich zusammengetragen. Im Kleinen finden wir die große Geschichte wieder. Wir waren beeindruckt, wie offen und ehrlich von Verlust und Enttäuschung erzählt wurde. Wer gemeinsam trauert, schafft eine Basis für neuen Zusammenhalt.

Damit die Geschichten im Erzählsalon entstehen können, braucht es klare Regeln: Niemand wird in seinem Erzählfluss unterbrochen, keiner wird kommentiert. Denn jeder hat seine Geschichte. Nur bei Fakten gibt es »wahr« oder »falsch« – ansonsten gilt allein die Erinnerung. Die mag verzerrt sein, wie Christa Wolf in ihrem Werk Nachdenken über Christa T. schreibt: »Die Farbe der

Erinnerung trügt.« Doch es gibt keine andere Wahrheit als die, die wir im Kopfe tragen, sagt Bertha Suttner.

Alle Teilnehmer eines Erzählsalons sind gleichberechtigt. Jeder darf erzählen, jedem wird zugehört. Die Erzähldauer ist auf zwei Stunden begrenzt. Fasst sich einer kürzer, kann der andere länger erzählen. Redezeit ist auch Macht. Für eine lebendige Zivilgesellschaft ist es wichtig, dass Menschen aus verschiedenen Milieus zu Wort kommen.

Die vorliegende Broschüre ist ein erstes Ergebnis des Projekts »Die Lausitz an einen Tisch«, das in sechs Orten zum Erzählen einlädt. Die Geschichten wurden von Rohnstock Biografien auf Tonband festgehalten, wörtlich abgeschrieben, lesbar verfasst und vom Erzähler autorisiert.

Im Projektverlauf entstehen drei Broschüren: Die vorliegende widmet sich der Vergangenheit, die zweite der Gegenwart und die dritte der Zukunft. Auf www.lausitz-an-einentisch.de veröffentlichen wir weitere Erzählungen und die Erzählsalontermine, zu denen alte und junge Margasche eingeladen sind.

Nun erst einmal viel Spaß beim Lesen.

Katrin Rohnstock, Projekleiterin und Inhaberin von Rohnstock Biografien, Berlin, 2015 Peter Pohle

»Ohne die

Kohle

gäbe es mich gar nicht«



Ich kam im Dezember 1943 in Marga zur Welt, als Nachzügler. Mein Bruder war bereits neun Jahre alt und mein Vater fast vierzig. Er und meine Mut-

ter dachten nicht daran, ein weiteres Kind zu bekommen. So wäre ich nie geboren, hätte es die Kohle nicht gegeben.

Im März 1943 erfuhr mein Vater, dass er »u.k. gestellt« war. Als Großgerätefahrer im Tagebau Hörlitz wurde er als unabkömmlich eingestuft. Er konnte somit nicht zum Kriegsdienst eingezogen werden. Einen Monat zuvor hatten die Deutschen in Stalingrad kapituliert. Viele junge Männer aus Marga ließen dort ihr Leben. Auch mein Vater fürchtete, als Soldat in den Krieg zu müssen. Seine Freude darüber, dass er keinesfalls eingezogen werden konnte, war unbeschreiblich. Jedoch durfte er es sich nicht anmerken lassen. Als ihm die U.k.-Einstufung mitgeteilt wurde, bedauerte er wortreich, dass er nun nicht für sein Vaterland kämpfen könne. Sobald er sich jedoch außer Sichtweite des Büros befand und auf dem Gelände der Pferderennbahn des Betriebsdirektors der Grube »Marga« Julius Klitzing, ankam, ließ er seiner Freude freien Lauf. »Wenn mich da einer gesehen hätte, wie ich mich auf der Weide rumgesielt habe, weil ich nicht gehen musste!«, erzählte er uns oft. Neun Monate später wurde ich geboren.

Dass ich das Licht der Welt in unserer Wohnung in der Viktoriastraße erblickte, war nicht ungewöhnlich. Später gingen die werdenden Mütter ins Krankenhaus nach Annahütte so auch meine Frau, die unsere beiden Töchter dort zur Welt brachte. Aber in meinem Ausweis steht noch heute »geboren und wohnhaft in Marga«. Mit der Umbenennung des Ortes in Brieske-Ost sollte dieser Eintrag getilgt werden. Laut offizieller Anweisung hieß es ab 1949 »geboren in Brieske-Ost« und nicht mehr »geboren in Marga«. Die Gründe für die Umbenennung konnten wir Margaschen jedoch nicht nachvollziehen: Die Gartenstadt wurde nach der Grube »Marga« benannt und gehörte zur ILSE Bergbau AG. Deren Generaldirektor Gottlob Schumann benannte die Grube 1906 nach seiner jung verstorbenen Tochter Marga. Nun wurde der Name verboten, obwohl Schumann, selbst Sohn eines Bauern und bereits 1929 verstorben. nichts mit dem Faschismus und der Hitlerzeit zu tun gehabt hatte. Erst seit der Wende 1989 sind wir wieder Marga und ist auch wieder die Rede von der Gartenstadt Marga.

Aus der Wohnung in der Viktoriastraße zogen wir 1948 in die Hauptstraße, die heutige Franz-Mehring-Straße. Als mein Vater noch lebte, saßen wir oft abends am Küchentisch – es gab noch keinen Fernseher, der uns zur Ablenkung diente – und hörten seinen Geschichten zu. Dabei erzählte er viel von der Arbeit im Tagebau, als Baggerfahrer und später als Lokführer. Die Geräusche des Tagebaus, das Quietschen und

Pfeifen der Maschinen, gehörten zu unserem Leben. Wir wussten genau: Herrschte Ruhe, dann stimmte etwas nicht; dann machten wir uns Sorgen. So wuchsen wir in der Gartenstadt auf. Auch der Kohlendreck gehörte dazu, aber er störte uns Kinder nicht. Erst später, als ich meine Frau Erika nach Marga brachte, kostete er mich fast meine Ehe.

Wir heirateten 1965 und lebten gemeinsam bei meinen Eltern. Ein Jahr später starb mein Vater. Da es kaum große Wohnungen gab, zog meine Mutter aus und wir konnten in der Franz-Mehring-Straße bleiben. Erikas Schwester lebte jedoch mit ihrem Mann in Stralsund, in einem hübschen Eigenheim. Wir bekamen dort einen Ferienplatz und genossen unsere Urlaube in der sauberen Umgebung. Wenn wir dann zurückkamen, mit dem Auto am Markt um die Ecke bogen und unser Haus sahen, wollte meine Frau am liebs-

ten wieder umkehren. So schlimm erschien ihr der Dreck, an den ich seit jeher gewöhnt war. Sie blieb jedoch bei mir und vor Kurzem feierten wir unsere Goldene Hochzeit. Inzwischen hat sich vieles in Marga verändert – zum Positiven aber auch zum Negativen. Es gibt zwar keinen Kohlendreck mehr, der Zusammenhalt im Ort ist jedoch auch verschwunden. Damals kannte jeder jeden, allein durch die Arbeit. Die Gartenstadt war eine Wohnsiedlung, in der die Arbeiter des Tagebaus und der Brikettfabrik lebten. Inzwischen sind viele der Alten weggezogen, junge Leute sind gekommen, aber auch wieder gegangen. Sie kommen wegen der Arbeit und gehen wegen der Arbeit. Daher kennen sich die Nachbarn kaum untereinander. Trotzdem wohne ich noch immer gern hier - in unserer alten Wohnung in der Franz-Mehring-Straße.

Gudrun Andresen

»Brieske?

Da kannste nicht hin!«



Brieske blieb für mich lange Zeit eine Bahnstation zwischen Forst und Lauchhammer. In Forst wohnte ich mit meiner Mutter und meiner Schwes-

ter Lore in einem Haus mit großem Garten. Oft besuchten wir unsere Tante Hanna und Cousine Friderun, die in Lauchhammer-Mitte, dem früheren Bockwitz, lebten. Der Zug führte uns jedes Mal in eine andere Welt. In Forst war alles sauber, weder Kohlenstaub noch Dreck hingen in der Luft. Wäsche konnten wir jederzeit draußen aufhängen. In Lauchhammer ging das nicht. Nur wenn der Wind günstig stand, hängten die Frauen ihre Wäsche auf die Leine.

Ich wurde 1943 geboren. Unser Vater blieb im Krieg. Auch der Vater unserer Cousine kam nicht zurück. Wir Frauen waren auf uns allein gestellt. Viele Erinnerungen an diese Zeit habe ich nicht mehr. Ich weiß noch, dass es in Forst oft Fliegeralarm gab und wir zum Schutz vor den Bomben in den Keller gingen. Dort stand eine Badewanne, in der wir manchmal schliefen. Als wir im Kindergarten - ich war fünf oder sechs Jahre alt - unsere Erinnerungen an den Krieg zeichnen sollten, malte ich einen Raum mit einer riesigen Deckenlampe. Wahrscheinlich hatte diese im Keller gehangen und sich in mein Gedächtnis eingebrannt.

Nach dem Krieg wurde unser Garten zu einer wichtigen Überlebensquelle. Gemeinsam mit meiner siebzigjährigen Oma suchte ich in der Erde nach Möhren und Kartoffeln, um abends etwas im Magen zu haben. Im Sommer gab es Kirschen und anderes Obst. An die Kirschen erinnere ich mich besonders gut, denn unsere Mutter gab uns jedes Mal zwei Eimer für die Verwandten in Lauchhammer mit. Die schleppten wir neben unserem Gepäck. Meist fuhren wir erst abends, denn zuvor mussten die Kirschen vom Baum geholt werden. Bei einer unserer Fahrten stiegen meine Schwester und ich zu zeitig aus dem Zug aus. Es war inzwischen stockfinster, Kohlenstaub hing über dem Ort und verschlechterte die Sicht zusätzlich, keinen einzigen Stern sah ich am Himmel. Fast zu spät erkannte ich unseren Irrtum. »Wir müssen schnell wieder einsteigen! Hier sind wir nicht richtig!«, rief ich Lore zu. Also rafften wir unser Gepäck zusammen, nahmen die Eimer mit den Kirschen in die Hand und sahen zu, dass wir wieder in den Zug kamen. Brieske blieb uns in finsterer Erinnerung. Seitdem sagten wir: »Brieske? Nee, da kannste nicht hin, da kannste überhaupt nicht hin!«

Die Tage in Lauchhammer genossen wir dennoch sehr. Der Kohlendreck dort machte uns nichts aus. Unserer Tante gehörte eine Stellmacherei. Auf dem großen Hof lagerten Bretter und Bohlen – ein herrlicher Spielplatz für uns Kinder. Gemeinsam

mit unserer Cousine sprangen wir über die Bohlen und machten uns die Sachen an den vom Kohlenstaub bedeckten Brettern schmutzig. Am Abend ging es in die Badewanne, eine alte Zinkwanne, die draußen auf dem Hof stand. Beim Waschen schauten uns oft die bei meiner Tante einquartierten Flüchtlinge zu. Meiner Schwester war das gar nicht recht und so musste für sie extra ein Zuber in der Futterküche im Keller hergerichtet werden.

In meinem späteren Berufsleben lernte ich, dass der Kohlendreck nicht so harmlos war, wie er uns damals erschien. Nach meinem Abitur am Gymnasium in Forst studierte ich in Olomouc, in der damaligen Tschechoslowakei, Medizin. Anschließend arbeitete ich an der Kinderklinik in Lübben, an der mein Mann Chefarzt war. Anfang der Achtzigerjahre gingen wir gemeinsam nach Senftenberg und eröffneten dort unsere Praxis. Die Kinder aus Brieske und der Gartenstadt Marga kamen alle

zu uns. In der Praxis sah ich mich besonders im Nachtdienst mit der Krankheit Pseudokrupp konfrontiert – die Krankheit brach meist in der Nacht aus, ließ die Schleimhäute der Luftröhre anschwellen und erschwerte das Atmen. Kamen die Kinder nicht rechtzeitig zum Arzt, konnte dies tödlich enden. Erst mit der Schließung der Brikettfabriken gingen auch andere Erkrankungen – wie asthmatische Bronchitiden – bei Säuglingen und Kleinkindern zurück.

Dreck und Kohlenstaub spielen heute keine Rolle mehr in Brieske. Meinen ersten Eindruck des Ortes, den ich in dieser stockfinsteren Nacht vor über fünfzig Jahren am Bahnhof bekam, kann ich heute nicht mehr unterstreichen. Im Gegenteil: Heute hängt die weiße Wäsche auf den Leinen! Der Ort ist mit neuen Eigenheimen, viel Grün und der sanierten Gartenstadt Marga zu einer »Perle der Lausitz« geworden.

Walter Karge

»Die Lausitz ist längst

kein Dreckloch



Als Kind verbrachte ich viel Zeit bei meinen Großeltern in der Nordstraße in Marga. Sie kamen um 1908 wegen der Braunkohle

hierher. In Marga wurde gerade der Tagebau erschlossen und mit der Errichtung der ersten beiden Brikettfabriken zog es die Arbeitskräfte von überall in den kleinen Ort. Die guten Bedingungen im Betrieb sowie die hervorragenden Wohnverhältnisse sprachen sich schnell herum.

In der Brikettfabrik I arbeitete sich mein Großvater rasch zum ersten Presser hoch. Mein Vater besuchte die Schule in Marga und schwärmte mir oft von seiner Schulzeit vor. Die Lehrer seien hervorragend gewesen – ganz besonders deshalb, weil sie keine Prügelstrafe mehr anwandten. Bezahlt wurden sie von der ILSE AG. Das Unternehmen legte offensichtlich großen Wert auf eine gute Ausbildung der Kinder, die später meist selbst im Betrieb anfingen.

Nach der Schule lernte mein Vater den Beruf des Friseurs und Baders in Großräschen. Er konnte zum Beispiel einwandfrei Milchzähne entfernen und kleinere Wunden versorgen. Nach seiner Lehrzeit arbeitete er in mehreren Städten und traf auf diesem Wege meine Mutter in Meißen. 1930 nahm mein Vater sie mit nach Senftenberg und eröffnete in der Bahnhofstraße seinen eigenen Salon. An dem Tag, an dem ich 1940 das

Licht der Welt erblickte, wurde mein Vater zur Wehrmacht eingezogen. Er kam erst nach Kriegsende wieder nach Hause. Meine Mutter gab den Friseursalon auf und zog mit uns Kindern, meiner älteren Schwester, meinem kleinen Bruder und mir, in die Vogelsiedlung. Hier hatte mein Vater ein kleines Häuschen für seine Eltern bauen lassen, welches unser Marga-Opa jedoch nach dem Tod seiner Frau verließ. Er kehrte zurück in die Nordstraße.

Der Krieg machte sich mittlerweile in Senftenberg bemerkbar. Immer deutlicher hörten wir den Geschützdonner aus östlicher Richtung. Viele Senftenberger begannen, ihre Flucht vorzubereiten. Nach einem Tieffliegerangriff im April 1945 sowie einem heftigen Streit mit ihrem Schwiegervater, floh unsere Mutter mit uns zu ihren Eltern nach Meißen. Wir legten die gesamte Strecke - nur mit einem kleinen Handwagen ausgestattet - zu Fuß zurück. Mein kleiner Bruder starb dort an einer Infektion im Krankenhaus, Schon im Sommer 1945 kehrten wir nach Marga zurück.

Unser Haus in der Vogelsiedlung war vollkommen leergeräumt. Selbst mein Spielzeug, welches ich gut versteckt hatte, blieb verschwunden. Wer sich an unserem Eigentum bedient hatte, fanden wir nie heraus. Hinzu kam die schockierende Nachricht, dass sich der Marga-Opa in der Nordstraße, gemeinsam mit anderen Hausbewohnern, auf dem Dachboden erhängt hatte. Kein Einzelfall in dieser Zeit. Eine Familie in der

Vogelsiedlung, mit deren Kindern ich in besseren Tagen gespielt hatte, wählte das gleiche Schicksal.

1955 schloss ich die Schule in Senftenberg ab und landete – wie die meisten Jungs aus unserer Gegend – im Bergbau. Ich lernte in Brieske im Braunkohlenwerk »Franz Mehring« Maschinenschlosser für Anlagen und Geräte. Meine Lehrmeister, deren Namen man im Ort noch heute gut kennt, hießen Reichelt, Zuther und Pflanz. Nach zweieinhalb Jahren legte ich auf Grund guter Leistungen meine Gesellenprüfung ab und fing als Schlosser im Tagebau Niemtsch an.

Mein Meister Robert Eichler, ein Verdienter Techniker, und Altgeselle Erik Kleinschmitt, ein Verdienter Aktivist, brachten mir viel bei. Dieses Wissen wollte ich im Hochschulstudium erweitern. Da mein Vater jedoch selbstständiger Frisörmeister war, durfte ich trotz guter Noten kein Gymnasium besuchen. Arbeiter- und Bauernkinder bekamen den Vortritt für die begehrten Plätze. Unser damaliger Kaderleiter Marion Pawlitzki - ein gestandener Altkommunist, der aufgrund seiner konsequenten Haltung im Klassenkampf nicht überall beliebt war - riet mir: »Junge, lass erst mal. Lerne den Beruf richtig und dann kannste immer noch studieren!« So kam es auch. Von 1959 bis 1963 studierte ich an der Hochschule in Zwickau und schloss als Bergmaschinentechniker ab.

Pawlitzki war nicht nur überzeugter Kommunist, sondern auch ein Sportverrückter. Er liebte das Boxen und

unterstützte mich, weil ich seit meiner Jugend für den Sportclub Aktivist boxte. Brieske galt schon vor 1945 als Sporthochburg. Aus den Erzählungen meines Vaters weiß ich, dass auf dem Sportplatz und in der Badeanstalt viel los war. herrschte immer Remmidemmi!«, so sagte er oft. Auch ich bin als Kind gern in Brieske baden gegangen. In Senftenberg gab es zwar eine Flussbadeanstalt in der Elster, aber das Bad in Brieske stand bei uns höher im Kurs. So marschierten wir Steppken, wann immer es das Wetter zuließ, in Richtung Brieske zum Baden. Die Senftenberger Flussbadestelle wurde später vom Tagebau Niemtsch überbaggert und existiert heute nicht mehr.

In unserer Gegend gab es jedenfalls kaum ein Kind, das sich nicht für den Sport begeisterte. Schwimmen, Fußball, Boxen, Handball: Sämtliche Sportarten fanden ihre Anhänger. Nach der Gründung des SC Aktivist Brieske-Senftenberg im Jahr 1954 stieg unser kleiner Ort zum Leistungsstützpunkt auf. Dazu trug bei, Braunkohlenkombinat dass das (BKK) Senftenberg viel Geld für den Sport ausgab. So spielte Brieske in der DDR-Fußball-Oberliga, was für einen so kleinen Ort beachtlich war: Sportler kamen von außerhalb, um hier zu trainieren; im Clubhaus-Saal wurden Oberliga-Boxkämpfe ausgetragen. Auch ich selbst stand so manches Mal im Ring.

Nach dem Studium kehrte ich in die Lausitz zurück. In Zwickau hatte ich meine Frau kennengelernt. Während

meiner ersten Besuche in ihrer Heimat, dem Erzgebirge, sah ich etwas, das mich erstaunte: Auf den Wiesen lag die weiße Wäsche herum. »Menschenskinder! Ist denen die Wäsche runtergefallen?!«, dachte ich, bis meine Zukünftige mich aufklärte: »Nein, die Bettlaken liegen dort zum Bleichen in der Sonne.« In Brieske war so etwas unmöglich. Der allgegenwärtige Kohlenstaub machte sogar das Trocknen der Wäsche auf der Leine zu einer Herausforderung. Stand der Wind ungünstig, konnten wir sie nicht draußen aufhängen. Die Luftqualität verbesserte sich ein wenig, als 1966 das neue zentrale Kraftwerk errichtet wurde. Es ersetzte die Kleinkraftwerke - Kesselhäuser und Dampfzentralen - die die Brikettfabriken zuvor mit Strom und Dampf versorgt hatten.

Bis 1990 übernahm ich verschiedene leitende Funktionen im Braunkohlenkombinat. Mit der Umwandlung des Kombinats zur Lausitzer Braunkohle Aktiengesellschaft (LAUBAG) - mit der Treuhandanstalt als Gesellschafter -, und der Vorbereitung auf den Verkauf der Sahnestücke, wurden die Betriebe nach dem Vorbild der westdeutschen Rheinbraun AG neu strukturiert. Als Betriebsdirektor war ich ab 1992 für die Tagebaustätten Meuro und Klettwitz-Nord zuständig. Mit der Privatisierung der LAUBAG erfolgte die Überführung des BKW Senftenberg in die LBV mbH. Damit verblieben alle nicht privatisierten Betriebe der Lausitz bei der Treuhand, konzentriert in der LBV mbH. In dieser Organisation übernahm ich zusätzlich die Führung des Länderbereiches Brandenburg und wurde zum Stellvertreter des technischen Geschäftsführers ernannt. 1994 erfolgte die Fusion mit der MBV mbH zur LMBV, der Lausitzer und Mitteldeutschen Bergbau-Verwaltungsgesellschaft, die für die

Rekultivierung und Renaturierung der Tagebauflächen zuständig ist. Ich blieb weiterhin in meiner Funktion als Länderbereichsleiter für Brandenburg tätig.

Insgesamt war es eine sehr intensive Zeit, die insbesondere von der Stilllegung von Betrieben, den damit verbundenen Entlassungen tausenden Mitarbeitern und der Vorbereitung der umfangreichen Sanierungs- und Wiedernutzbarmachungsmaßnahmen geprägt war. Wir verfolgten verschiedene Ideen für die Nachnutzung der Tagebauflächen. Ich arbeitete zusammen mit anderen Akteuren der Region daran, unserer Landschaft ein zukunftsweisendes Image zu geben. Wir wollten keine sterbende Region sein.

Für Brieske verbanden Peter Gallasch und ich große Hoffnung mit Investoren aus den Niederlanden. In neu zu errichtenden Hallen und einigen entkernten Gebäuden der Brikettfabrik sollten die Kontinente der Welt nachgebildet werden. Eine verlockende Idee, die zum Teil das heutige Tropical Islands vorweggenommen hätte. Die Pläne scheiterten jedoch. Die Sache war den Geldgebern zu unsicher.

Trotz solcher Rückschläge bin ich stolz auf das, was wir in der Lausitz geschafft haben. Es ist zwar bis heute schwer, hier neue Industrie anzusiedeln, die ähnlich viele Arbeitsplätze schafft wie die Braunkohle. Durch Rekultivierungsmaßnahmen die konnten wir jedoch das Schmuddel-Image der Region als »Dreckloch« wandeln. Wenn meine Kollegen und ich früher verkündeten, das alles würde einmal Seenlandschaft werden, lachte man uns aus. Der bereits in den Siebzigern geflutete Senftenberger See galt als Vorzeigeprojekt, bei dem die Renaturierung eines Tagebaurestlochs geglückt und ein touristischer Anziehungspunkt entstanden war. Dass aus den anderen zu dieser Zeit nur als Wunde in der Landschaft klaffenden Tagebaulöchern einmal eine einladende Ferienregion werden würde, konnten sich nur wenige Lausitzer vorstellen. Dabei gibt es zur Flutung keine finanzierbare Alternative. Um die Restlöcher mit Erde zu verfüllen, steht nicht genügend Abraum zur Verfügung. Nur als Seen können die großen Flächen sinnvoll und für die Region attraktiv gestaltet werden.

Norbert Tschirner

»Unsere Geschichte über 'n

Gartenzaun«



Meine Familie und ich leben seit 1972 in Senftenberg, seit 1973 bin ich Pächter eines Kleingartens in Brieske. Die Anmeldung bei

unserer Kolonie »Am Margaretengraben« war ganz einfach. Ein Bekannter hatte mir einen Tipp gegeben: »Geh mal zum Margaretengraben! Mein Freund ist dort Kassierer. Bei dem kannst du dich anmelden.« Das machte ich. »In der dritten Reihe ist noch ein Garten frei«, sagte mir der Kassierer. »Hol dir ein Bandmaß, nimm von den vier Gärten, die schon da sind, die Fluchtlinie und messe 18 Meter ab. Da ist dann dein Eckpfosten.« So kam ich zu meinem Gartengrundstück und die Arbeit ging los.

Die Fläche bestand zur Hälfte aus verunkrautetem Acker und zur anderen aus verwildertem Garten. Während meine Frau Quecken und Giersch jätete, entfernte ich die Sträucher und stutzte die Obstbäume. Nach und nach gelang es uns, den Garten urbar zu machen und alles so herzurichten, dass wir uns wohlfühlten.

Was fehlte, war eine Laube. Steine

besorgte ich auf dem Gelände der geplanten Rostocker Straße. Dort wurden einige Häuser abgerissen, um die Straße zu verbreitern. Die Abbruchsteine kamen nicht auf die Deponie, sondern konnten von uns weiterverwendet werden. Kies und Sand organisierte ein Bekannter aus dem BKK Senftenberg; die Pfosten für unseren Gartenzaun baute ich aus Trocknerrohren, die ich auf dem Schrottplatz des BKKs bekam. Gemeinsam mit einem Nachbarn besorgte ich eine Rolle Hochspannungsleitungsdraht. Dieser bestand aus Aluminium und diente mir als Ausgangsmaterial für die Zaunfelder. In den Wintermonaten zersägte ich in meinem Keller zuerst die Leitung in gleichlange Abschnitte und entflechtete die einzelnen Adern. Die Drähte bog ich mit Hilfe eines in einem Rohr drehbaren Flacheisens zum Maschendraht und fügte sie per Hand zum Zaun zusammen. Das so entstandene Zaunfeld befestigte ich an den Pfosten. Fertig! Wir ließen uns etwas einfallen - wenn es keinen Zaun zu kaufen gab, dann fertigten wir ihn selbst an.

Was wir nicht selbst herstellen konnten, war Zement. Es gab ihn selten und wenn, wurde er nur in begrenzter Menge verkauft. In der Regel erhielt jeder maximal vier Sack. Hörten wir also, dass die BHG – die Bäuerliche Handelsgenossenschaft – eine Lieferung Zement erhalten hatte, schnappte ich mir mein Fahrrad samt Anhänger, fuhr in die Bebelstraße und ließ mir dort zwei Sack aufladen. Schnell radelte ich damit heim nach Brieske, lud ab und kehrte zurück, um mir die andere Hälfte abzuholen.

Letztlich gelang es uns, den Garten unserem zweiten Heim zu machen. Wohl fühlten wir uns auch deshalb, weil im Kleingartenverein eine sehr freundschaftliche Atmosphäre herrschte. Jeder investierte viel Arbeit in seinen Garten und in die Gemeinschaft. Regelmäßig fanden Mitgliederversammlungen Pflegemaßnahmen - wie zum Beispiel das Spritzen der Bäume gegen Pilzbefall oder Ungeziefer - erledigten wir gemeinsam. Nicht nur die Arbeitseinsätze, auch die schöneren Seiten des Lebens gestalteten wir gemeinschaftlich. In jedem Jahr feierten wir ein Sommerfest, wir grillten und saßen abends lange zusammen. Den Jahresausklang begingen wir mit einem großen Tanzabend in der Niemtscher Mühle.

Dieser tolle Zusammenhalt, der auf unserer gegenseitigen Hilfe gründete, hielt bis 1990. Mit der Wende gaben viele der alten Vereinsmitglieder ihren Garten auf und kauften oder bauten sich ein Häuschen. Die neuen Pächter waren nicht mehr an einem aktiven Kleingartenleben interessiert. Auch das Gärtnern und die Selbstversorgung standen für sie nicht mehr im Mittelpunkt. sondern die Möglichkeit, mit Freunden Partys zu feiern oder einfach nur in der Sonne zu faulenzen. Das verstehen sie heute unter Garten.

Um weniger Arbeit zu haben, fällten viele der Neupächter die alten Obstbäume. Das führte zu Konsequenzen auch in meinem Garten: Mein schöner Birnbaum, von dem ich jahrelang viele Früchte geerntet hatte, trug von Jahr zu Jahr weniger. Ich fragte einen Fachmann, woran das liegen könne und er erklärte mir, dass die Bestäuberbäume fehlten. Im Umfeld unserer Gartenanlage standen so gut wie keine Birnbäume mehr. Mein Baum benötigt aber, um Früchte zu bilden, einen zweiten Birnbaum einer anderen Sorte. Auf den Rat des Fachmanns hin pflanzte ich vor fünf Jahren die richtige Bestäubersorte und seit zwei Jahren hängen wieder Birnen an dem alten Baum.

Mittlerweile beobachte ich auch, dass sich das Klima in der Kolonie verbessert. Unser Vorsitzender ist sehr engagiert; es gibt wieder Sommerfeste, einen Tag der Offenen Tür und ein Herbstfest. Der Zusammenhalt ist sicherlich nicht so wie früher, aber es besteht deshalb kein Grund für mich, den Garten aufzugeben. Auch wenn wir vor zwölf Jahren eine Doppelhaushälfte in der damals neu gebauten Siedlung »Im Alten Stadion« gekauft haben - die dort errichtet wurde, wo einst das Glück-Auf-Stadion gestanden hatte - bleibe ich meinem Garten treu. Ich weiß nicht genau warum der Zusammenhalt in der Gartenkolonie vor der Wende so stark gewesen war. Der Erfindungsreichtum und die Tauschgeschäfte, das geteilte Wissen darum, als Mieter einer Neubauwohnung etwas Eigenes zu besitzen, die vielen Feste und das gemütliche Beisammensein - all das wird wohl eine Rolle gespielt haben.

Lothar Knobloch

»Wenn ich an

Marga denke...«



Wenn ich an Marga denke, sehe ich einen Ort vor mir, in dem die Wende 1989/90 vieles verändert hat. Die Betriebe schlossen und damit ging ver-

loren, was mein Leben geprägt hatte. Gern erinnere ich mich jedoch an das Marga meiner Kindheit:

Wir Kinder gingen im Sommer an jedem schönen Tag ins Freibad, dem Dreh- und Angelpunkt des Ortes. Es gab zwei Becken: ein Haupt- und ein Nebenbad. Holzbalken grenzten die beiden voneinander ab. Schwimmmeister Bruntsch hatte ein Auge auf die Balken, die der Sicherheit dienten. Wir versuchten trotzdem immer wieder, sie zu lösen und ins Schwimmbecken zu schieben. Jedes Mal, wenn wir gerade dabei waren, kam Herr Bruntsch um die Ecke. Bumms!, kriegten wir alle ein paar geballert.

Es gab eigentlich nur einen Ort, der für uns Kinder noch spannender war als das Freibad: das Glück-Auf-Stadion. Die Einweihung 1953 feierte der ganze Ort. Das wollte sich keiner entgehen lassen! Zwölf Uhr mittags bekamen wir Schüler frei und gemeinsam ging es zum Eröffnungsspiel. Leute aus der ganzen Gegend, insgesamt 35.000 Zuschauer, wollten den BSG Aktivist Brieske-Ost gegen Torpedo Moskau spielen sehen. Am Ende verlor unsere Mannschaft mit 0:5. Doch selbst die Niederlage

konnte unseren Tag nicht trüben. Im Gegenteil. Noch heute ist mir dieses Erlebnis in Erinnerung.

Nach der Schule begann zunächst eine Lehre als Schlosser, die ich allerdings wegen eines Herzleidens abbrechen musste. Daraufhin machte ich eine Ausbildung zum technischen Zeichner, Meiner damaligen Lehrausbilderin verdanke ich mein späteres Hobby: das Theater. Sie war es, die auf mich zukam und sagte: »Du, wir brauchen noch jemanden im Arbeitertheater. Mach doch mit!« Darauf war ich nicht vorbereitet. Nie in meinem Leben hatte ich geschauspielert und war generell dazu erzogen worden, bloß nicht aufzufallen und immer schön am Boden zu bleiben. Also sagte ich erst einmal: »So was kann ich doch gar nicht!« Doch sie ließ nicht locker. Am Ende ging ich hin.

Aus Lothar Knobloch wurde so Doktor Deters aus »Die blaue Akte« von Friedrich Karl Kaul. Am Anfang traute ich mir nicht zu, so viel Text auswendig zu lernen. Aber ich schaffte es irgendwie und blieb in den nächsten sechzehn Jahren, bis zur Auflösung der Gruppe, dabei. Wir waren in der ganzen DDR unterwegs, führten unsere Kabarettstücke in Dresden, Berlin oder Stralsund auf und gewannen Preise. Beruflich veränderte sich in dieser Zeit viel bei mir. Zeichner wurde ich nicht, sondern Journalist und Betriebsfunkredakteur. Später wechselte ich zur der Betriebsgewerkschafts-BGL. leitung, und kümmerte mich um Jugendarbeit und Kultur.

konnte ich meine Erfahrungen mit dem Theater und dem Kabarett einbringen.

Dann kam die Wende. Die BGL wurde aufgelöst; unser Arbeitertheater existierte schon eine Weile nicht mehr; das Fußballstadion fiel dem Abriss zum Opfer. Nicht einmal der Sprecherturm ist geblieben, in dem ich Ende der Sechzigerjahre als Sprecher bei den Spielen des Aktivist Brieske-Senftenberg tätig war. Heute steht dort eine Wohnsiedlung. Nur noch das Straßenschild »Im Alten Stadion« erinnert daran, was Marga einmal für mich gewesen ist.

Margaritta Knobloch

»So kam

die Kultur

wieder nach Marga«



Eine Biografie wie die meine wird es in Zu-kunft nur noch selten geben. Ich verbrachte mein ganzes Leben in Brieske, bin dort geboren, in den Kindergarten

und zur Schule gegangen. Hier lernte ich in der Markscheiderei des Braunkohlenwerkes »Franz Mehring« den Beruf des Bergvermessers. Nach meiner Lehre arbeitete ich in der Haupttechnologie als Vermessungszeichner. Später qualifizierte ich mich in einem zweijährigen Abendstudium zum Teilkonstrukteur und blieb bis zu meinem Ruhestand für dasselbe Unternehmen tätig.

Dennoch verlief mein Leben nicht so geradlinig, wie es auf den ersten Blick scheint. Vor allem die Wende stellte mich vor neue Herausforderungen: Nach und nach wurden der Tagebau Meuro, die Brikettfabriken und Kraftwerke geschlossen, das Braunkohlenwerk gehörte nun zur LAUBAG. Ich musste mich zwischen der Arbeitslosigkeit und einem niedrig

qualifizierten Job entscheiden. Dem Betriebsrat verdanke ich es, dass meine Wahl auf letzteres fiel. Fortan erfasste ich die technischen Unterlagen des BKK Senftenberg, arbeitete sie auf und archivierte sie. Diese Arbeit hatte ich nie gelernt, aber ich traute mir die Aufgaben zu. So blieb ich bis zu meiner Ruhephase der Altersteilzeit im Jahr 2005 dabei.

Mit der Pension kam der Traditionsverein Braunkohle Senftenberg auf mich zu und sagte: »Du hast doch die Unterlagen des BKK bearbeitet. Wir würden die gerne haben, und dich am besten gleich mit!« Ich freute mich, etwas für meinen Heimatort tun zu können und wurde Mitglied. Der Trubel, den mir meine aktive Mitarbeit in der Gemeinde bescherte, gefiel mir.

Auch die Gründung des Festkomitees, welches das alte Kulturhaus wieder zum Leben erwecken sollte, kam mir gelegen. Im Mai 2005 rief der ehemalige Wirtschaftsprofessor Erik von Grawert-May dazu auf, Ideen zur provisorischen Nutzung des Saales der Kaiserkrone zu entwickeln. Dies war die Geburtsstunde des Festkomitees zur Rettung des Saals der Kaiser-

krone. Wir machten es uns zur Aufgabe, mit wenigen Mitteln die Kultur wieder da hin zu bringen, wo sie einmal gewesen ist. Unsere erste Veranstaltung, ein Tanzfest, fand am 27. August 2005 statt. Darauf folgten Weihnachtsmärkte, Kindertagsfeiern, Ausstellungen und Konzerte. Die Akustik des Saals ist sagenhaft und mit Musikern wie Mayer's Clan,

Keimzeit und dem Bergmanns-Chor erlebten wir wunderbare Abende. Leider wurde das Haus vor ein paar Jahren verkauft und uns blieb nichts anderes übrig, als das Festkomitee aufzulösen. Dennoch kann ich heute mit Stolz sagen: Wir haben wieder ein bisschen Kultur nach Marga gebracht.

Wenn wir nicht wissen, woher wir kommen, wissen wir nicht, wohin wir gehen.



Erzählen Sie uns ihre Geschichte(n). Wir schreiben sie auf und machen ein Buch daraus.

IHR LEBEN ALS BUCH

ROHNSTOCK BIOGRAFIEN

Schönhauser Allee 12 • 10119 Berlin www.rohnstock-biografien.de info@rohnstock-biografien.de





